



Diakonissen-
Schwesterschaft
Neumünster

Predigt aus der Kirche der Gesundheitswelt Zollikerberg vom 4. Mai 2025

Predigttext: Johannes 21, 1–4 • Spitalseelsorger Sales Meier

Liebe Mitchristinnen, liebe Mitchristen

Das Osterfest mit Karfreitag und Ostermorgen liegt zwei Wochen hinter uns. Wie klingt das Fest mit der Verheißung von Erlösung und neuem Leben in uns weiter? Welche Auswirkungen hat Ostern für unseren Alltag?

Das heutige Evangelium stellt sich eben dieser Frage und beantwortet sie - und zwar mit einer Genauigkeit, die uns eigentlich verblüffen muss. Das 21. Kapitel des Johannes-Evangeliums, aus dem wir vorhin ein Stück gehört haben, ist ein Nachtrag. Das 20. Kapitel davor endet unzweideutig mit feierlichen Schlussworten. Dem Evangelisten aber war es nicht genug damit. Er stand mit seiner Gemeinde haargenau vor der Schwierigkeit, die auch die unsere ist. Er muss sich etliche Jahrzehnte nach dem Karfreitag und dem Ostermorgen in Jerusalem die Frage stellen, was denn nun Ostern für ihn jetzt bedeutet, wo alles längst wieder seinen Gang geht in der Welt, wie es ihn immer ging – der Frage also, ob es denn auch ein Ostern nach Ostern gibt. Seine Antwort kleidet der Evangelist in eine Geschichte, weil die viel treffender als Lehrsätze auszudrücken vermag, wie die Antwort lauten muss.

Und er erzählt: Jerusalem liegt weit fort – wie vergessen. Die Jüngerinnen und Jünger sind wieder in Galiläa. Petrus sagt: Ich gehe fischen. Und die anderen gehen mit. Sie üben wieder ihren alten Beruf aus – wie vor der Begegnung mit Jesus und dem, was mit ihm geschah. Und es ist, wie es immer ist: Sie fahren mit dem Boot auf den See in die Nacht hinaus – und fangen nichts. Das schaukelnde Schiff über dem Abgrund, das undurchdringliche Dunkel darüber, das leere Netz. Wie das Leben: nichts zu sehen, nichts zu hoffen, die Mühe umsonst.

Als der Morgen graut, steht Jesus am Ufer, ohne dass die Jüngerinnen und Jünger ihn erkennen. Nach langer Nacht dämmert ihnen von jenseits des Ortes, wo sie sich befinden, was diese lähmende Vergeblichkeit von ihnen nehmen könnte: das, wofür Jesus steht, was er verkörperte. Aber das erkennen sie noch nicht. Der ihnen Unbekannte sagt zu ihnen einen seltsamen, irgendwie gänzlich unpassenden Satz: Meine Kinder – wörtlich: meine Kinderlein – habt ihr nicht etwas zu essen? Also: Was habt ihr gewonnen, was habt ihr mitgebracht aus eurem Leben? Die Antwort: Nichts. Das ist ehrlich und trostlos. Aber in der seltsamen Anrede «Meine Kinder» steckt schon der Wink, was



Diakonissen-
Schwesterschaft
Neumünster

denn dieses Leben anders zu machen vermöchte: Kinder müssen nichts haben und machen und leisten, um da sein zu dürfen. Sie sind. Das ist ihr Sinn. Und sie vertrauen, dass das genug ist, um gemocht zu sein. Der vom anderen Ufern, von jenseits, redet die Jüngerinnen und Jünger als Kinder an, heißt sie also, Kinder und wie Kinder voll Vertrauen zu sein und in diesem Vertrauen nochmals das Netz auszuwerfen. Auf der rechten Seite des Bootes.

Die rechte Seite hat für uns Menschen tiefe sinnbildliche Bedeutung: Rechts etwas tun meint: etwas bewusst erfahren, in Worten aussprechen, sich aneignen vom eigenen Standpunkt her. Als die Jüngerinnen und Jünger tun, was Jesus ihnen sagt, erzählt der Evangelist, füllt sich ihr Netz so reich, dass sie es gar nicht mehr einholen können. Was vorher vergeblich und nutzlos erschien, erweist sich jetzt auf einmal von einem Reichtum, der überschwänglich heißen muss. Das Leben selbst ergreifen, als das eigene Leben; ermutigt dazu vom andern Ufer, vom Jenseits her, dass ich dem Leben trauen darf – das erst lässt entdecken, was Gott in diesem meinen Leben alles angelegt hat. Aus dem, was das Wort des Unbekannten bewirkt, erkennt der Lieblingsjünger: Es ist der Herr! Und Petrus handelt und springt ins Wasser, dem Herrn entgegen – wie wenn die zwei Jünger Sinnbilder der zwei Seiten im Menschen wären: die betrachtende, die das Geheimnis des Lebens gefühlsmäßigerspürt, und die aktive, die das Leben in die Hand nimmt, damit es nicht verloren geht.

Und noch ein seltsamer Zug begegnet in dieser Geschichte: Als die Jüngerinnen und Jünger an Land kommen, finden sie ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot. Obwohl sie doch von Jesus gefragt worden waren, ob sie etwas zu essen haben, brauchen sie das selbst Gefangene jetzt gar nicht. Es ist schon etwas bereitet. Sie brauchen das Eigene nur noch dazuzulegen. So ist ein Leben, das im Vertrauen auf das gelebt wird, was von jenseits kommt. Es findet sich noch vor allem, was es selbst zusammenbringt, unverhofft beschenkt. Wer beschenkt ist, braucht nicht mehr zu raffen. So entdeckt er, dass überreich ist, was er im Netz seines Lebens gefangen hat. Wie der Petrus der 153 Fische zählt, so viele, dass er sie gerade noch ans Land bringt.

Mit dem, wie Jesus lebte, war und starb, lehrte er uns ein Gottvertrauen, das uns das eigene Leben anders, neu sehen und darum anders, neu leben lässt. Sein Sinn bemisst sich nicht mehr am Erfolg und Misserfolg der Mühen, die es abverlangen mag. Das wird zweitrangig. Leben ist Leben, indem ich mein Netz auf der rechten Seite auswerfe: also mein Leben lebe, nicht so, wie man lebt, sondern wie es mir zugehört ist in meiner Einmaligkeit. So fällt die bleierne Schwere ab. Ich atme auf. Ostern im Werktags Gewand. Von selbst vermag



Diakonissen-
Schwesternschaft
Neumünster

ich das nicht. Einer von jenseits muss mich ermutigen. Und er tut es. Es ist der Herr. Es ist genug, dass es ihn gibt. Und dass wir um ihn wissen. Die Frage: Wer bist Du, wäre schon zu viel. Und wo er uns begegnet, um Ostern in uns anzustiften, sagt uns der Schluss der Geschichte: Kommt her und esst, sagt Jesus, und er nahm das Brot und teilte es ihnen.

Amen.